

# Randbemerkungen

Autor(en): **Ermatinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 27

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757530>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Randbemerkungen

VON EMIL ERMATINGER

Ich habe immer gefunden, daß der Umgang mit einem Dichter und seinem Werke auf die Dauer langweilt, wenn nicht ein großer, tiefer und wahrhafter Mensch hinter der künstlerischen Leistung steht. Denn die Kunst an sich, wie glänzend sie uns auch ansieht, ist ja nur eine Summe von mehr oder weniger verblüffenden Fertigkeiten, die man letzten Endes erlernen kann. Was man aber nicht erlernen kann, was einzig und ursprünglich vor uns steht, weil es ein Stück Natur ist, ist der Mensch.

Und eben, was mich, wenn ich die Werke oder Briefe oder sonstigen Lebensäußerungen Gottfried Kellers vor mir habe, immer wieder am ersten fesselt, das ist der Mensch. Es gibt kaum ein dichterisches Werk in der ganzen deutschen Literatur, das mit seinen Einfällen und Erfindungen, mit den Darstellungsmitteln der Sprache, mit dem ganzen Reichtum der Phantasie und einer mannigfaltigeren und geistreicheren Fülle von dichterischen Kostlichkeiten böte, als das Werk Kellers. Aber all das wäre doch nur eine bunte Maskerade ohne den grandiosen Lebensernst und die unbedingte Wahrhaftigkeit des Menschen, der in der bunten Hülle steckt.

Es gibt zwei Sorten von Dichtern, von denen freilich nur die zweite den Namen Dichter zu Recht führt. Die einen erfahren oder lesen etwas und setzen sich sofort hin, es «brüherwarm», wie einmal ein Naturalist sich ausgedrückt hat, zu Papier zu bringen. Das sind die raschfertigen, die mit dem kurzen Gedärm, wie Gottfried Keller spottend von gewissen germanischen Dichterkollegen sagte, sie, die an eine unmittelbare Transfusion des Wirklichkeitsgeschehens in das Werk glauben. Was sie schreiben, ist aber auch darnach, und es geht in der Regel so rasch dahin, wie es entstanden ist. Die andern sind diejenigen, die wissen (und nicht anders können), daß alles Erfahrene erlebt werden, das heißt aus der Tiefe der Seele Leben werden muß, daß der Lebensstoff zuerst Idee werden muß, ehe er geistiges Bild werden kann. Unter diesen steht Gottfried Keller in der vorderen Reihe. Immer wieder staunt man darüber, wie schwer und ernst er seine Berufung aufgefaßt hat. Es ist, als ob von jener Verachtung der Künstler, wie der Grüne Heinrich sie von der bauerlichen Vormundschaftsbehörde erfährt, auch etwas auf den Dichter selber übergegangen wäre, und als ob er nun bestrebt wäre, den unbürgerlichen Schein, den die Kunst ausstrahlt, durch eine um so größere Kraft des sittlichen Gehaltes wetzuzumachen. Er hat es als Malerschüler immer stolz abgelehnt, als «Kolorist», d. h. als Bemaler der damals

modischen, in Kupfer gestochenen Schweizerlandschaften ein reichliches Brot zu verdienen. Lieber hungerte er. Denn er wollte ein richtiger und vollwertiger Maler werden. Er ist auch als Dichter kein Kolorist geworden, der billige Erlebnisse mit Farben überzog und damit die Oberflächlichen entzückte. Er bohrte sich in die Tiefe. Und das war ein mühsames Unterfangen. Denn erstens kam ihm die bereits dem Nützlich-Praktischen entgegenstrebende Zeit nicht mehr entgegen, wie sie den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts entgegenkam. Und zweitens war auch sein eigenes Wesen hartes und knorriges Holz, das sich nur schwer behauen ließ und noch schwerer aufschloß. Man erzählt sich — oft mit dem etwas billigen Schmunzeln des Spießers — von den leidenschaftlichen Ausbrüchen, Verlegenheiten und spaßhaften Vorfällen seines Lebens. Man soll aber auch davon erzählen, wie er selber sein gewaltiges Temperament zu bändigen suchte. Als er in München «auf dem rüdigsten und schäbigsten Hund ritt, den es je gegeben», und der «lustige Keller» recht trübselige Stunden durchmachte, schrieb er seinem Freunde Hegi: «Das einzige, was mir angst macht, ist die Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden, und ich muß mich ungeheuer anstrengen, bei dem immerwährenden Peche dies zu verhüten.» Und als ihn seine Leidenschaft für Luise Rieter verleitet hatte, ihr den ehrlich-ungefährlichen Liebesbrief zu schreiben, und er dadurch in die Patsche geraten war, erklärte er hindendrei der mütterlichen Freundin der Angebeteten: «Eine Menge Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten habe ich in diesen bitteren Tagen abgelegt, und die Erschütterung hat mich aus einem heillosen Schlendrian herausgerissen. Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muß, es sei was es wolle, und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beruhigt.»

Dieser Ernst, mit dem er an sich arbeitete, war nicht anderes als der Sinn für das Wesentliche im Leben. Wesentlich sein war für ihn das höchste Lob, das er einem Menschen geben konnte. Und wesentlich sein hieß ihm: die schaffenden und ordnenden Kräfte des Lebens erkennen, zwischen dem Echten und dem Falschen, dem Wahren und dem Schein unterscheiden können. Dabei wußte er aber zugleich auch, daß dieses Erkennen und Unterscheiden dem Menschen (wenigstens dem natur-

haften und blutvollen) nicht von Anfang gegeben ist, sondern daß er sich durch mancherlei inneres und äußeres Gestrüpp zum Tageslicht durchringen muß. Seine großen und zum Erfolg bestimmten Personen sind alles solche Menschen, die durch Phantastik und Unsicherheit den Sinn für das Wesentliche erkämpft haben: der Grüne Heinrich, Frau Regel Amrain, Jukundus und Justine, Reinhard und Lucia usw., indes diejenigen, deren Lebensschifflein früher oder später zerschellt oder schließlich auf einen kahlen Strand getrieben wird, eben dieses Wesentliche nicht kennen, weil sie sich und andern einen blauen Dunst vormachen und dumme Flunkerer sind.

In dieser Erforschung des Wahren und Echten gleicht Keller Goethe. Auch er hätte von sich sagen können, er habe der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfangen. Er selber hat diese Ähnlichkeit betont, wenn er in seinem Jugendroman der Lektüre der Goetheschen Werke einen so großen Einfluß auf die künstlerische Ausbildung des Grünen Heinrich zuschreibt. Sicherlich, Goethes Werk ist umfassender, es reicht in höhere Weiten und gräbt in dunklere Tiefen. Aber dafür steht Keller in der Darstellung des Erlebten uns in vielem näher als Goethe, und die Sprache seiner Erzählungen scheint uns bunter, sinnlicher, packender als die in Goethes epischen Werken.

Das Werk Gottfried Kellers nimmt, rein äußerlich betrachtet, einen kleinen Raum ein — man denke daneben an die stattliche Bändereihe Gotthelfs. Aber was für einen Glanz strahlen diese wenigen Bände aus! Was für eine Weisheit ist in ihnen zusammengedrängt! Wie erscheint neben Kellers Prosa sogar Mörikes Maler Nolten dünn und blaß! Wir Schweizer rühmen uns manchmal, daß die Größe unserer Leistung die Kleinheit unseres Landes überbisse. Gottfried Keller ist auch darin ein Schweizer, daß «groß» bei ihm nicht ein quantitativer Begriff ist.

Vor bald einem Menschenalter meinte man, ihn zum alten Eisen werfen zu können. Aber heute in unserer eisernen Zeit wissen wir: dieses alte Eisen ist von einer Härte und einem Glanz, wie nichts, was seither geschaffen worden ist. Der Schweizer, dem das Werk Gottfried Kellers das Brevier seines Tages ist, kann sein Schweizerium nie verlieren, wohl aber — über so manche oberflächlichen und phrasenhaften vaterländischen Betuerungen unserer Tage hinweg — es stets aufs neue festegen.

Prof. Dr. Emil Ermatinger ist der Verfasser des großen, bei Cotta erscheinenden biographischen Werkes «Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher» (dargestellt und herausgegeben auf Grund der Biographie Jakob Bächtolds).

## Er und wir

VON CARL GÜNTHER

Die Mobilmachung der schweizerischen Armee hat in der unvergesslichen Landesausstellung einen herrlichen Auftakt gefunden. Wie das klingende Spiel einer Kolonne ging sie dem Aufbruch des Volkes voraus, das nicht nur mit seinem Rhythmen dem Marsche Einheit und Kraft gibt und dem Herzen den Aufschwung, sondern auch in seinen Weisen den Geist zum Ausdruck bringt, der mitmarschiert. Schöner und überzeugender als durch diesen Auftakt hätte nicht offenbart werden können, was unser Volksheer (und wir gehören ja alle zu ihm, ob wir in Feldgrau gehen oder im zivilen Kittel, ob wir die Armbinde tragen oder nicht) unter dem Zeichen des weißen Kreuzes im roten Felde zusammenhält. Wenn es aber noch nötig wäre, die Besinnung zu vertiefen (und es ist nie überflüssig), so kommt dieser 15. Juli, da sich der Todestag Gottfried Kellers zum fünfzigsten Male jährt und unsere Gedanken wieder mit besonderer Lebhaftigkeit sich seinem Erdentag und seinem dauernden Werke zuwenden, eben recht: denn Gottfried Keller war einer von denen, die als gute und große Geister unserer zurückliegenden Zeit ein bestes Teil unser selbst darstellen.

Trotz dieser innerlichen Verbundenheit ist es nicht besonders leicht, durch die Mittel der klaren Einsicht und des Wortes darzutun, in welcher Weise wir Gottfried Keller nahe sind. Diese Schwierigkeit hängt mit dem Umstand zusammen, daß er und sein Wirken nicht mehr unmittelbar in unser Leben hineinreichen, und daß er andererseits noch nicht einer so weit zurückliegenden Vergangenheit angehört, daß uns von seiner Existenz nur das Wesentliche und Entscheidende ins Auge fiele. Solange die Nachwelt eine geschichtliche Erscheinung

in dieser Schweben zwischen Gegenwart und Vergangenheit erblickt, ist sie im Urteil leicht etwas ratlos. Sie verspürt die Nähe und ist befremdet durch das Ferne und weniger Vertraute. Was ich meine, ersieht man vielleicht am besten aus der Beurteilung von Kostümen: die Rüstungen in einer Aufführung des «Götz von Berlichingen» nehmen wir willig hin, das Kostüm unserer Mutter in einem Bilde aus vergangenen Tagen und in einer verjährt Mode befremdet uns — man hat ja auch einige Widerstände zu überwinden, wenn man Gesellschaftsstücke Ibsens im Kostüm seiner Zeit aufführen sieht. Ibsens Zeit war aber auch die Zeit Gottfried Kellers.

Ich habe vor Truppeneinheiten an der Grenze über Gottfried Keller sprechen dürfen und sah mich dabei vor wesentlich schwierigeren Fragen gestellt als bei anderen Themen. Wie ihn und seine Bedeutung der Mannschaft wirklich nahebringen? Es verbot sich, natürlich, das Pathos und die Schönrederei, und auch mit Ismen, mit weltanschaulichen Exkursen und mit Einschaltensendungen über das Naturgefühl und den Kellerschen Humor hieß es sparsam sein. (Was für eine feine Sache übrigens dieser Kellersche Humor ist, sieht man erst, wenn man darüber sprechen soll.) Ich versuchte es auf eine Weise, die den Beifall keines einzigen der lebenden Literaturgewaltigen gefunden hätte: ich suchte zu zeigen, wie belastend die Voraussetzungen dieses Lebens gewesen sind, wie bedrückend die Umstände, unter denen es sich aufbaute, und wie zähe und «in seinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt» Gottfried Keller sich durch die Finsternis tastete und zum Lichte fand, und wie die Süße und die Bitterkeit seines Erlebens im funkelnden Spiel

der Träume und Gesichte und wiederum in der Schilderung des sinnenfreudigen Diesseitsmenschen in seine Dichtung übergegangen ist.

Ich kann nicht sagen, wie es mir gelungen ist. Die Absicht war, allerlei anzutönen, um vielleicht beim einen oder andern die Neugierde zu wecken, wie es eigentlich um diese seltsamen Geschichten bestellt sein möchte. Die Kiste der Schweizerischen Volksbibliothek stand ja in einer Ecke der Soldatenstube. Gottfried Keller selber, mußte ich mir sagen, hätte sich in dieser Umgebung wohl gefühlt, nicht meiner Sprüche wegen — er schätzte es nicht, «mit dem Stecklein erklärt» zu werden —, aber unter den einfachen und braven Männern im Kleide des Vaterlandes zu höckeln und hie und da, wenn die Kehle anfang trocken zu werden, nach Soldatenbrauch die Flasche zu heben und aus ihr einen Schluck zu tun.

Er war solchen Freuden nicht abhold, man weiß es zur Uebergenüge. Die alle die Trinkeranekdoten über ihn in Umlauf setzten, haben seinem Andenken nicht den besten Dienst getan. Zum mindesten verlegten sie die Akzente aufs Nebensächliche und versperren den Blick aufs Große und Wesentliche. Man muß einen bedeutenden Mann dort suchen, wo er groß ist, wir haben noch genug andere, die nur in ihren Schwächen originell sind. Schaut man aber bei Gottfried Keller auf die große Linie der Lebensführung, auf den Ernst der Daseinsgestaltung, auf seinen freien Mannesmut, auf seine unbedingte Bereitschaft, sich jederzeit für die Ideale der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Vaterlandsliebe ein-

(Fortsetzung Seite 732)